

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Band: - (1942)

Artikel: Aus einem entlegenen Bündner Bergdorf vor 150 Jahren : ein bis dahin unveröffentlichter Erlebnisbericht

Autor: Hartmann, B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS EINEM ENTLEGENEN BÜNDNER BERGDORF VOR 150 JAHREN

Ein bis dahin unveröffentlichter Erlebnisbericht

VON PROF. DR. B. HARTMANN

Was wir den Lesern des «Familienbuches» diesmal in kriegsbewegter Zeit anbieten möchten, ist, wenigstens in seinem größeren Teil, ein tief friedliches Stück aus der wenig bekannten Selbstbiographie eines Heinzenberger Bauernsohnes, der, obschon in Sarn geboren, das erste Jahrzehnt seines Lebens im Lugnezer Bergdorf *Duvin* zugebracht hat. Das ist *Otto Carisch* oder *de Carisch*, wie er sich in jüngeren Jahren schrieb. Sein Name hat in unserem Schul- und Kirchenwesen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen sehr guten Klang gehabt, bleibt auch verbunden mit dem ersten großen gemeinnützigen Legat, das im erneuerten Graubünden gemacht wurde, der *J. P. Hosangschens* Stiftung (*Plankis*), schließlich aber auch mit dem damals neugewekten Interesse an der Sprache unserer Romanen. Auf eine umfassende Würdigung seiner vielseitigen Tätigkeit hat er allerdings bis heute noch warten müssen.

Otto Carisch, oder *Nutt*, wie man ihn nannte, war am 10. Oktober 1789, wie schon gesagt, in Sarn geboren, ist aber schon im Winter 1790/91 zur Großmutter *Capeder* nach *Duvin* gebracht worden und blieb daselbst bis ins denkwürdige Kriegsjahr 1799. Für den geistlichen Beruf bestimmt, besuchte er nach der Rückkehr an den *Heinzenberg* die Privatschule des Pfarrers *La Nicca* in *Flerden* und trat darauf 1806 in die zwei Jahre zuvor gegründete Evangelische Kantonsschule in *Chur* ein. 1811 verließ er sie und begab sich an die Akademie in *Bern* mit der Absicht, das Rüstzeug für den Pfarrerberuf zu erwerben, wurde aber bald durch Neigung wie durch die Sorge um das ökonomische Fortkommen in die Hauslehrerlaufbahn hineingedrängt. So wirkte er in *Berner* Adelsfamilien und hernach mehrere Jahre im Hause *Frizzoni* in *Bergamo*. Aber die erste Liebe hatte ihn nie ganz verlassen, und so zog er im März 1818 nach *Berlin*, um den großen evangelischen Theologen

Schleiermacher zu hören. Er war dem Abschluß seiner theologischen Studien nahe, als man ihn im Sommer 1819 an die *Churer* Kantonsschule berief als Nachfolger des genialen Philologen *J. Caspar v. Orelli*. Jedoch die Sehnsucht nach dem Pfarramt war nicht aus seinem Herzen zu reißen. So ließ er sich 1824 in die Evangelisch-rätische Synode aufnehmen und übernahm im folgenden Jahr die Pfarrei *Poschiavo*. Nach elf Jahren segensreichen Wirkens für Kirche und Schule wurde er 1836 an die Kantonsschule zurückberufen. Bei Anlaß der Vereinigung der Evangelischen und der Katholischen Kantonsschule (1850) trat er in den Ruhestand, doch nur, um seine Kräfte in emsiger Arbeit weiterhin vor allem kirchlichen Aufgaben zu widmen.

Professor *Otto Carisch* war nicht nur ein Mann von bedeutender Allgemeinbildung. Er brachte auch aus seiner bäuerlichen Jugend ein hohes Maß von Tatkraft oder, wie man heute sagen würde, «Initiative» mit. Wo er auftritt, wird nicht nur geredet; es geschieht auch etwas. So gehört er zu den Gründern der evangelischen Realschule in *Poschiavo*, ist der geistige Vater des Evangelischen Schulvereins gewesen und vielleicht der Hauptanreger des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in Graubünden. Schulbücher für Religions- und Sprachunterricht hat er eine Reihe besorgt und endlich seinen Ruhestand gekrönt durch eine revidierte Ausgabe des Neuen Testaments im Oberländer Romanisch. Daß er unsere Dichterin *Nina Camenisch* entdeckte, sei nur noch nebenbei bemerkt. Im Sommer 1858 ist er im *Fideriser* Bad gestorben.

Doch nun geben wir ihm selbst das Wort zu seinen liebevollen *Erinnerungen an die Kindheit in Duvin, 1791—1799*.

✱

Duvin gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Ortschaften Bündens. Obwohl zum Hoch-

gerichte Lugnetz gehörig, ist es doch das einzige reformierte Dorf desselben. Es liegt, abgesondert durch zwei Bergströme, auf der rechten Seite des Glenner. Auf drei Seiten von hohen, meist senkrechten Felswänden oder steilen, waldigen Bergabhängen umgeben, ist es, mit Ausnahme des Winters, da eine Brücke über den Glenner geschlagen wird, nur Fußgängern zugänglich. Nur nach Pitasch hinüber ist in neuester Zeit der Weg geöffnet worden. Auf der vierten Seite wird es von der hohen Savier Bergkette begrenzt. Sein Gebiet ist sehr ausgedehnt, hat Wälder und Alpen fürs Rindvieh und für Schafe im Überfluß, gute Weiden für die Ziegen, viele Maiensässe und Heuberge, die aber an vielen Orten so steil sind, daß sie nur mit Fußeisen bearbeitet werden können, und die im Winter, wo das Heu aus den Heuställen (Barguns) heimgeführt wird, den Lawinen ausgesetzt sind.

Das kleine Dorf, von etwa dreißig, meist hölzernen Häusern, liegt auf einem Plateau mitten zwischen fetten Wiesen und Äckern und vielen Kirschbäumen sehr guter Art, auch einigen Apfel-, Pflaumen- und Birnbäumen. Für seine Bevölkerung hat es mehr als hinreichendes Korn und Gerste und Weizen von vorzüglicher Art. Fast überall, mit Ausnahme der einen Seite, sind aber diese Güter, wie schon gesagt, ganz in der Nähe des Dorfes, von senkrecht hinabgehenden Felswänden umgeben, und man muß sich wundern, daß nicht öfters Vieh und Leute in diese Abgründe fallen. Nur mit Schaudern kann ich jetzt an die Verwegenheit und Sorglosigkeit denken, mit welcher wir Kinder am steilen Rande dieser Abgründe spielten und herumliefen . . .

Zur Reformation entschloß sich Duvin der Sage nach, um der Mühe enthoben zu werden, seine Toten nach Villa (2 Stunden) zu tragen, welches die Hauptpfarre des Lugnetz ist und dessen Kirche, d. h. Pfarrei, noch jetzt Pleiv ist. Doch bezahlen die Duviner noch immer gewisse Zinse an Schmalz und, wenn ich mich nicht irre, auch an Korn und Geld an diese Kirche.

In diesem Dorfe herrschte zu meiner Zeit wenn auch nicht gerade Reichtum, so doch allgemeiner Wohlstand. Die Armut war da so wenig zuhause, daß ein Acker, welcher von einem reichen Einwohner, Scarvont Gion Capeder, in seinem Testament für die ärmste Familie des Dorfes bestimmt worden war, mehr als dreißig Jahre von keiner in Anspruch genommen wurde und der Zins für denselben in die Gemeindegasse floß.

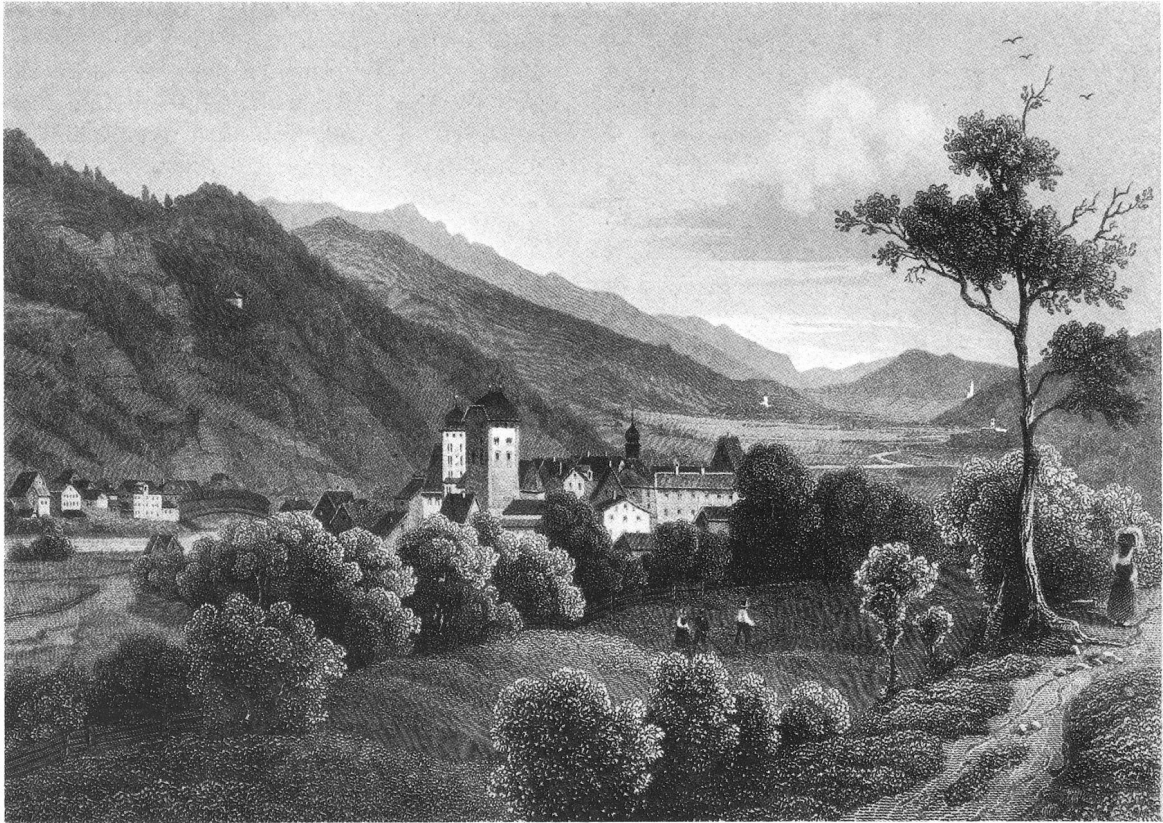
Auch die Sitten waren patriarchalisch und höchst erfreulich. Ein Wirtshaus war im Dorfe

nicht. Nur zu Neujahr kaufte jede Familie eine Maaß oder Halbmaaß Branntwein, um an einem Abend nachher mit den Verwandten, Nachbarn und dem Pfarrer zu «neujährten» (far biamaun). Da wurde dann geschlagener Rahm, gromma mit pettas salin, paun cun pira, aur cun tscharieschas (Weizen-, Birn- und Kirschenbrod) und alte Würste unter heitern und frommen Gesprächen genossen und dazu auch ein Gläschen Branntwein (zanin) getrunken. Wein ward selbst bei Hochzeiten gar nicht oder nur in sehr geringem Maß gereicht, und für die Taufmahle (vischdaglias) ließ man etwa eine Quart (zwei Maaß) von den Capuzinern in Cumbel oder anderen katholischen Geistlichen des Lugnetzes holen und gab dann jeder Frau ein Schüsselchen davon mit Wasser getauft und mit Honig versüßt, worein auch einige Weißbrodschnitten getan wurden.

Die Gastfreundschaft war aber in diesem Dorfe sehr allgemein. Oft kamen Bursche und Mädchen aus anderen Dörfern zu Verwandten zu Besuch. In der Jugendgesellschaft (a bialla stiva) erhielten die Fremden immer den Vorrang. Zum Tanz aber war die gewöhnliche Musik nur: Trallala, trallala, das die Mädchen nach Tanzmelodien sangen. Kam aber auch ein ganz Unbekannter in Geschäften am Sonntag nach Duvin und zur Predigt, so konnte er sicher sein, daß er nicht nur von einem, sondern von mehreren zum Mittagessen eingeladen wurde.

Auch in moralischer Hinsicht waren die Sitten sehr erfreulich. Ein uneheliches Kind war kaum seit Mannsgedenken geboren worden, das Sichheiraten-«Müssen» ganz ungewöhnlich, und daß ein Duviner fuss gneus sutt Sekelmeister (vor den Kriminalrichter) gemußt hätte, fast unerhört. — Leider ist dies alles in späteren Jahren nicht mehr der Fall gewesen. Großenteils mochte dieser Rückgang daher kommen, daß viele junge Bursche den Sommer als Hirten in den Engadiner Alpen zubrachten, auch als Tagelöhner und Knechte in den dortigen Dörfern dienten und Ungutes in sich aufnahmen. Doch keimte das Übel auch bei solchen, die nicht auswärts gegangen waren.

Nach diesem merkwürdigen Dörfchen wurde ich schon im fünfzehnten Monat meines Lebens versetzt, und an dasselbe knüpfen sich meine angenehmsten und reinsten Jugenderinnerungen. Die Familie meiner Großeltern darf wohl mit Recht zu den besseren und musterhaften Bauernfamilien gezählt werden. Ich habe in derselben viel Gutes gesehen und gehört. Zu dieser Familie gehörte erstens der Großvater, ein schöner,



Nr. 6131 BRB 3.10.1939

Ilanz, nach Zeichnung von Ludw. Rohbock, Mitte 19. Jahrhundert

alter, sehr gutmütiger Mann. Er war in seiner Jugend Schneider gewesen, ein Beweis, daß in früheren Zeiten auch wohlhabende Bauernsöhne die Erlernung eines Handwerks nicht verschmähten; denn auch der zweitreichste Mann des Dorfes und spätere Mitschwäher meines Großvaters hatte das Schuhmacherhandwerk gelernt. Beide hatten freilich schon längst auf die Ausübung ihrer Kunst verzichtet oder beschäftigten sich damit nur noch im Kleinen für den Hausbedarf. Dann die Großmutter, ein kleines, gutes Weibchen. Soweit ich mich erinnere, war aber die Erziehungskunst, was mich betrifft, nicht ihre Stärke; denn ihre Strafen waren, wenn auch selten, doch ebenso unzweckmäßig, wie unwirksam. — Zu den Familiengliedern kam später auch die Frau meines Oheims Christian, die Ond' Onna, eine sehr brave Frau, die ich aber schon deswegen weniger liebte, weil sie einen Sohn bekam, mit welchem ich nun die Liebe in der Familie teilen mußte. Sie war eine verständige, fromme Frau, die die Predigt, welche jedesmal über Tische besprochen wurde, immer am besten behalten hatte und sie in einem Ton zu wiederholen wußte, der mir damals schon auffiel und

mich später nicht zweifeln ließ, daß er der echt religiöse gewesen sei und eben deshalb auch einen so eigentümlichen Eindruck auf das jugendliche Gemüt gemacht habe. Auch einer Magd muß ich erwähnen, Getta von Flims. Sie hatte schon in Chur und zwar bei vornehmen Familien gedient, war eine gute Arbeiterin im Haus und auf dem Felde und hielt besonders auf Ordnung und Reinlichkeit, mehr, als dies bei den übrigen im Hause der Fall war. Das gefiel mir sehr wohl, und ich kann sagen, daß wenn der Sinn für diese wichtigen häuslichen Tugenden so früh im Leben bei mir erwachte, ich dies vorzüglich dem Beispiel und den Ermahnungen dieser Magd zu verdanken hatte. Ich traf sie 25 Jahre später in Chur als Dienstmagd in einem mir befreundeten Hause wieder und freute mich drüber von Herzen.

An *Kinderspielen und öffentlichen Vergnügungen* hatten wir keinen Mangel. Waren das meiste auch Belustigungen, die sich überall finden, so hatten sie doch stets etwas Lokalfarbe. Neben dem Kegeln, Mazzaschlagen, Ballwerfen gab es da z. B. das Stöckeln, ein in Bündeln allgemein bekanntes Spiel; es wurde aber bei uns



Phot. Gallner, Ilanz

Nr. 4632 BRB 3. 10. 1939

Das heutige Duvin

nur mit Knöpfen gespielt, unter denen wir aber einen großen Unterschied machten. Es gab solche, die für einen, zwei, drei, vier galten. Da quels dad in, — da dus — da treis — da quatter. Es war unter uns ein älterer Knabe, der uns gewöhnlich durch seine Überlegenheit alle rein ausplünderte. Das Schlimme dabei war, daß, wenn die Knöpfe ausgingen, die wir in der Tasche hatten, bei manchem die Versuchung siegte, die Knöpfe von Jacke, Weste und Hosen abzuschneiden, um das Glück noch ferner im Spiele versuchen zu können. Da gab es dann nicht selten Verdruß, die Ruthe, wenn der Unglückliche nach Hause kam.

Ein gefährlicheres Spiel, für die Beine, war dar la porchia. Es wurde ein großes Loch in die Erde gemacht und ringsherum soviel kleinere Löcher, wie Spielende waren, weniger eins. Jeder hatte einen Stock oder Prügel, den er in dieses Loch hielt. Einer aber mußte ein Stück Holz oder einen runden Stein, la porchia, ebenfalls mit einem Prügel in das runde Loch zu treiben suchen. Die andern suchten das zu verhindern, indem sie die porchia mit ihren Stöcken wegschlugen und nicht selten dabei fremde Beine trafen. Gelang es aber dem purchier, bei diesem Versuch in das Loch eines anderen zu kommen, so mußte jeder sein Loch mit dem eines anderen zu vertauschen suchen, und wem dies nicht gelang, der war fürs neue Spiel der purchier.

Ein sinnigeres Spiel, das aber nur bei gemüthlicheren Kindern Anklang fand, war das far da bara (Leichenbegängnissspiel). Es wurde ein Grab gemacht, ein Brett genommen und darauf ein Holz, das den Toten vorstellte, gelegt, mit einem Tuch oder auch mit Blumen verziert und in feierlichem Zuge zu Grabe getragen. Eines läutete: ting, tang, ting, tang, ein Mädchen folgte als Mutter weinend der Leiche, und dann die

anderen in feierlichem Zuge. Dies war eines meiner Lieblingsspiele.

Ein *Hauptfest* für uns Kinder war aber das *neue Jahr* und i par biamoun. Da bekam man von den Pathen schöne Geschenke, von Verwandten und Bekannten aber ein Weizenbrod und oben ein paar Bluzger hineingesteckt, Birnenbrod und dergl.

Am Ostermontag ging man a ruclar ovs (Eier rollen oder trölen). In allen Häusern wurden auch fava da prers gebacken, kleine Teigwürfel in Schmalz geröstet, welche uns trefflich schienen.

Ein großer Freudentag für uns war auch ein jeder *Hochzeitstag*, an welchem mittelbar oder unmittelbar fast alle Bewohner des Dorfes teilnahmen. Viele wurden zur Hochzeit eingeladen; die nicht eingeladenen erwachsenen Knaben schossen mit Flinten und Pistolen; die jüngeren gingen nachmittags mit Schellen herum, far da cavals. Ein jeder hatte nämlich an einem Riemen eine, die älteren wohl auch drei bis vier Schellen um den Leib, und so marschierten die «buobs» wiederholt durchs Dorf auf die Wiesen hinaus und wieder ins Hochzeitshaus zurück, wo sie dann zuletzt vom Bräutigam mit einem, auch bis zu vier, fünf Bluzger beschenkt wurden. Die kleinen Mädchen rumorten mit den Krätschen, sgaras, und bekamen später, nachdem abgedeckt worden war, pigl dischiert, einen hierzulande üblichen Pfannkuchen von dickem Teige. Ihnen folgten dann die erwachsenen Mädchen, diesen Tribut einzuziehen, und bekamen das Doppelte und wohl auch noch fava da prers.

Einige der nächsten Bekanntinnen der Braut bildeten auch schon früher, beim Zug nach der Kirche, eine siara, Barrière, mit einer langen Stange, über die sie seidene Tücher und Bänder gehängt hatten, um auf diese Weise der Braut den Weg zu versperren, sprachen ihr einen frommen Glückwunsch zum Abschied aus und gestatteten ihr den Weiterzug nicht eher, bis sie der herbeieilende Bräutigam mit einem Geschenk honoriert hatte.

So wurde den Zuschauern die Gelegenheit verlängert, den Hochzeitszug in seiner ganzen Ausdehnung zu übersehen: die ledigen Bursche, cambers, mit ihren maigs da nozzas und pindels, die ihnen ihre cambreras, Hochzeiterinnen, geschenkt, sehr schöne Sträuße mit Flitterblumen, und herunterhängende seidene Bänder auf dem Hute. Die ledigen Mädchen mit ihren Kränzen gleicher Art. Braut und Bräutigam trugen ähnliche, nur etwas grüner gehaltene. Spät am Abend kamen dann noch zwei Abgeordnete

der Knabenschaft, den Stützwein zu fordern. Sie sprachen in gefälliger, schmeichelhafter Rede ihren Schmerz aus über den unersetzlichen Schaden, den der Bräutigam in dem Garten ihrer Jugendgesellschaft angerichtet, indem er die schönste und köstlichste Blume aus demselben gepflückt und nach Hause genommen habe. Da dies indes nicht zu ändern sei, so empfehlen sie dieselbe seiner guten Pflege und wünschten beiden das beste Glück und den reichsten Segen.

So reich an Lärm und Freude war ein Hochzeitstag in Duvin, und ich kann es nur bedauern, wenn die neuere Zeit sich geschäftig zeigt, die alten Bräuche abzuschaffen, statt darauf bedacht zu sein, sie zu reinigen und zu veredeln. Von solchen Gebräuchen und den Eindrücken, die wir noch in unbefangener Jugend von ihnen empfangen, hängt gewiß auch in späteren Jahren die Liebe zur Heimat und zum Vaterlande, die die Schweizer so sehr auszeichnet, in hohem Grade ab. Sie sind nicht selten die schönsten Blüten des Volkslebens und dessen Poesie.

Diese Freude alle teilte ich mit meinen Jugendgenossen. Daneben hatte ich aber noch zwei andere, die mir eigentümlich waren, und die mich noch öfter und nicht weniger anziehend auch in der Einsamkeit unterhielten.

1. Das *Soldatenspiel*. Es war mir bald verleidet, meine Knöpfe in die Taschen des Johannes ping wandern zu sehen. Ich erfand ein anderes Spiel mit ihnen und war glücklich genug, in kurzer Zeit einen großen Haufen davon zusammenzubringen. Ganze halbe Tage, wenn die Hausgenossen alle weg waren, saß ich an dem Tische und stellte meine Knöpfe auf kleine Brettchen in Parade auf, bildete daraus zwei Armeen, schob sie auf den Brettchen in verschiedene Postierungen und schlug dann mit den Fäusten auf den Tisch. Das waren die Kanonenschüsse; die Knöpfe, die umfielen, waren die Toten; je nach der Zahl derselben in den beiden Armeen hatten die einen oder die anderen die Schlacht gewonnen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wieviele glückliche Stunden ich ganz allein mit diesem Spiele zugebracht habe und wie lebendig dabei die Phantasie beschäftigt und angeregt war. Erst Jahre nachher bekam ich die ersten bleiernen Soldaten zu sehen und war unendlich glücklich, auch einige davon zu erhalten.

2. Das *Predigen*. Schon in meinem dritten oder vierten Jahre war dieß eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, der ich mich in der Einsamkeit sowohl, wie auch in Gegenwart anderer hingab.

Die Kanzel wurde aus zwei Stühlen gebildet, aus weißem Papier das Krägelchen, die schwarze



Anna Maria Bühler, Ems, im Kampf gegen die Franzosen am 3. Mai 1799 (aus dem Disteli-Kal.)

Schürze der Großmutter diente als Mantel, und zwei Bücher, die man mir überließ, stellten iglucudisch dalla grazia, die Liturgie und das Testament, vor. Merkwürdig, daß zu ersterem die Helvetische Confession und zu letzterem ein italienischer Katechismus von Gabriel dienen mußte. Beides Bücher, die ich nicht lesen konnte und die anderen offenbar aus Gebrauch gesetzt hatten. Sie sind mir in späterer Zeit wichtig geworden und befinden sich noch in meiner Bibliothek.

Ich weiß nicht, was ich gepredigt, weiß aber, daß ichs getan und großes Vergnügen dabei empfunden und mich nicht gescheut habe, es auch vor größeren Gesellschaften zu tun. Selbst draußen auf dem Felde, wo ich etwa einen Hügel sah, wollte ich predigen, weswegen die Großmutter sich entschließen mußte, zwei Schürzen mitzunehmen, um mir die eine als Mantel überlassen zu können, wenn mich die Manie des Predigens befiel.

Diese Liebhaberei wurde denn auch von der Großmutter als sicheres Zeichen betrachtet, daß ich zum Pfarrer berufen, und Pfarrer zu werden war in der Tat der sehnlichste Wunsch meines Herzens.

Hierzu mochte freilich auch mitbeigetragen haben, daß man damals in Duvin an Herrn *Luzius Cabalzar*, einem alten Manne, einen sehr frommen, verständigen und allgemein geachteten, ehrwürdigen *Pfarrer* hatte. Er hatte ein paar Enkel von meinem Alter, und mit diesen beschäftigte er, auf Bitte des Großvaters, zuweilen auch mich und einen anderen Knaben, Nicolaus Castelberg von Ilanz, der ebenfalls in Duvin bei den Großeltern und mein vertrautester Freund war.

Herr Pfarrer Cabalzar hielt eigentlich keine regelmäßige *Schule*, sondern unterhielt uns, gab uns zuweilen einen Spruch auf, ließ uns schreiben, rechnen und übersetzte uns aus Hübners biblischen Erzählungen, wovon er ein Exemplar mit Bildern hatte. Welche Freude für mich, diese Geschichten zu hören, diese Bilder zu sehen! Ich verstand im engsten Sinne des Wortes keine Silbe deutsch, und dennoch war ich imstande, drei dieser Geschichten, die er ins Romanische übersetzt hatte, noch lange nachher wörtlich, wie ich es von ihm gehört, nachzuübersetzen. Hierüber war mein Großvater und alle Anwesenden nicht wenig erstaunt, als ich es eines Abends im Hause des obengenannten Freundes tat, wo man den Hübner hatte. Nun sollte mein lang geäußelter Wunsch, dieses Buch zu erhalten, auch sobald wie möglich erfüllt werden; denn solche Kenntnisse hatten mir die Meinigen nicht zgetraut. Es war dies aber keineswegs Folge von Kenntnissen, sondern nur eines guten Gedächtnisses, aber freilich eines so glücklichen, daß ich mich später kaum genug darüber wundern konnte. Von diesem waren aber noch mehr erfreuliche Beweise vorhanden; denn ich konnte eine Menge Sprüche, Lieder und Gebete nur vom Hörensagen auswendig. Großvater und Oheim standen im Winter lange vor Tage auf, um das Vieh zu füttern. Ich kam auch in die Stube herunter und ging auf den Ofen. Wenn sie weg waren, fand ich meine beste Unterhaltung darin, diese Gebete und Lieder laut für mich herzusagen, was man Beten nannte.

Onda Onna, die im Nebenzimmer schlief, erzählte später öfters anderen, welche Freude es ihr mache, mich so beten zu hören. Ich besinne mich aber leider nicht, durch diese Gebete wirklich veredelt und gehoben worden zu sein.

✱

Im Februar des Jahres 1799 starb meine Großmutter, und so sollte ich *mein geliebtes Duvin* verlassen und ins väterliche Haus zurückkehren. Ich tat es mit wehmütigem, widerstrebendem Herzen, und nur das Versprechen der Mutter, daß sie mich in Sarn zum Pfarrer in die Schule schicken und mich studieren, d. h. Geistlicher werden lassen wolle, konnte mir den Abschied einigermaßen erleichtern.

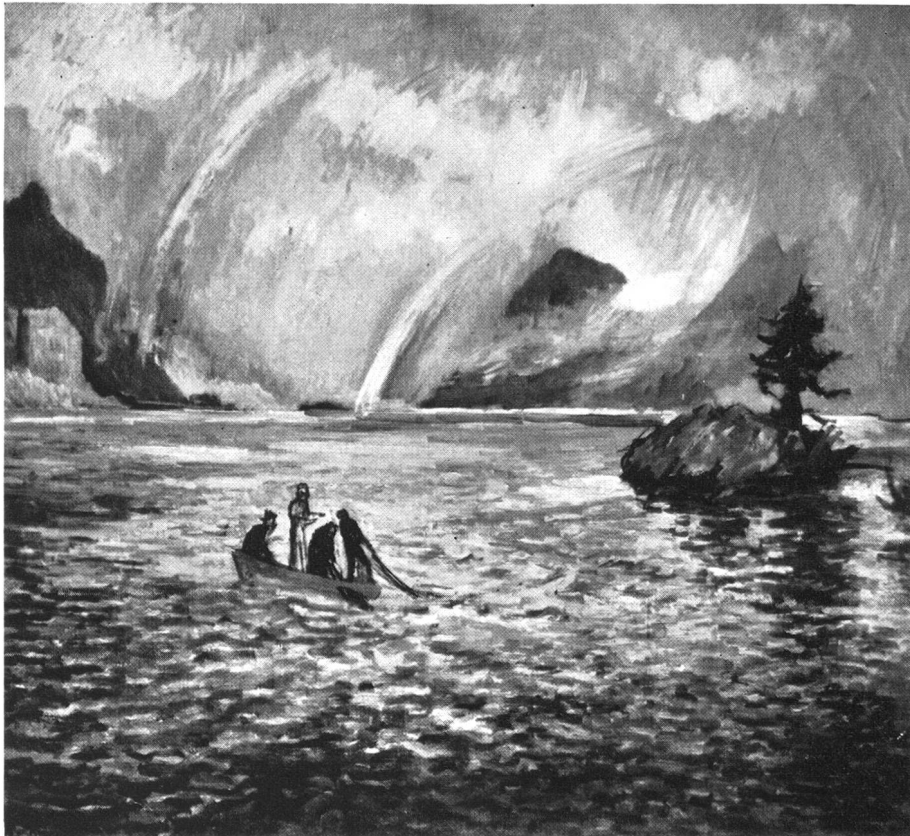
Die *Reise* wurde in Gesellschaft meiner Mutter, einer Jungfrau von Dalin und eines Mannes von Raschlinas nach dem alten Calender am 23. Februar angetreten. Beide letzteren waren zur Hochzeit einer Verwandten in Pitasch gewesen,

und der Tieni trug eine rote Uniform seines Bruders, der früher in der französischen Garde gedient hatte. Es war ein ziemlich trüber Tag, und in meiner Seele war es noch viel trüber; aber es sollte noch furchtbarer werden.

Als wir hinter Valendas bei der kleinen Galerie ankamen, begegnete uns ein Mann, der eilig und ganz erhitzt herankam, um uns zu sagen, die Franzosen seien in der letzten Nacht über Kunkels hereingebrochen und haben Tamins und Reichenau besetzt. Schon sei der Landsturm in der dortigen Gegend aufgeboten, und er sei nach Disentis abgesandt, die Nachricht zu bringen. Die Kaiserlichen (Österreicher) stehen schon bei Bonaduz, und mit ihnen werde sich dort der Landsturm zu einer Schlacht gegen die Franzosen vereinigen. Man denke sich den Eindruck, den diese Nachricht auf die Gesellschaft machen mußte. Ein leichter Schimmer der Hoffnung, es sei vielleicht doch nicht wahr, bestimmte sie indes, vorwärts zu gehen. Allein schon zwischen Carrera und Versam begegneten uns alle zehn bis zwanzig Schritte Weiber, welche mit Säcken und Kindern auf dem Rücken weinend und schluchzend flüchteten und uns also an der Wahrheit jener Nachricht keinen Zweifel ließen.

Im Wirtshaus zu Versam fanden wir dann die Stube voll Taminserinnen mit ihren kleinen Kindern, trostlos weinend und jammernd. Ihr mit Seufzen oft wiederholter Ausruf: «Ach du min Gott», den ich zwar damals nicht verstand, ist mir dennoch unverilgbar in der Seele geblieben.

Über Rhäzüns nachhause zu kommen, wie es der Plan gewesen war, davon konnte jetzt natürlich nicht mehr die Rede sein. So wurde beschlossen, daß unser Begleiter seinen Rock vertauschen und mit der Versamer Mannschaft zur Armee ziehen, die Frauen aber mit mir den Weg über Arezen nach Savien einschlagen und von da über den Berg nach Sarn gehen sollten. So geschah es. Aber welche Reise! Es hatte unterdessen zu schneien angefangen, und wir begegneten unterwegs von Zeit zu Zeit einem Trupp von Arezern oder Tennern, und gegen Abend hörten wir wiederholt Kanonenschüsse, deren Schall von Berg zu Berg furchtbar dröhnend widerhallte. Dieser an sich für schwache, furchtsame Weiber erschütternde Eindruck war für sie um so schrecklicher beim Gedanken: «Die Franzosen also im Lande, und diese Kanonen also gegen unsere Landsleute, Männer, Väter und Verwandte gerichtet!» Diese Frauen mochten mir wohl ihre geheimsten Gefühle zu verbergen suchen; ich aber fing an, meine Sprüche, Lieder und Gebete herzusagen und faßte Mut dadurch.



Giovanni Giacometti

Der Fischzug

Doppeltondruck von Bischofberger & Co., Chur

Auch meine Begleiterinnen bekannten später, daß diese Gebete eines Kindes ihnen am meisten Fassung und Trost gegeben hätten.

In Savien kamen wir sehr spät an, klopfen an dem ersten Hause und baten, uns für Geld und gute Worte aufzunehmen und etwas zu essen zu geben. Sei es nun, daß die Hausfrau wirklich nichts hatte oder uns in der Dunkelheit nicht traute, sie wies uns ziemlich barsch ab, sagte aber zuletzt doch, wenn wir auf dem Ofen bleiben wollten, könnten wir hereinkommen.

Da war nicht lange zu wählen; wir traten ein. Aber die ungastliche Frau brachte nicht einmal Licht, und der Ofen war kaum warm, so daß wir uns daran nicht hätten trocknen können. Betrüb über eilte meine Mutter wieder hinaus,

um zu sehen, ob Häuser in der Nähe wären, die noch Licht hätten. Sie entdeckte wirklich nicht weit davon eines, ging durch den Schnee darauf zu und hatte die Freude, zu erfahren, daß eine ihr wohl bekannte Familie darinnen wohnte, die uns denn auch freundlich aufnahm und mit allem Nötigen gütig versorgte.

Den folgenden Tag kamen wir dann glücklich über Tschappina in Sarn an, von wo aber die ganze Mannschaft ausgerückt war, so daß sich natürlich die Weiber in der größten Aufregung und Angst befanden.

So traurig und unheimlich war meine Reise und Rückkehr ins väterliche Haus.

Anmerkung: Eine Abschrift dieser Selbstbiographie liegt in unserer Kantonsbibliothek.

BÜNDNER PRIVATBANK

CHUR

Aktienkapital Fr. 4,500,000.—

Wir empfehlen uns für

Wertschriftenverwaltung, Coupons-Service, Vermietung von Schrankfächern
und Besorgung aller übrigen Bankgeschäfte. Die Direktion.

Joh. Knöpfel-Nigg, Chur

Quaderstraße 34 Tel. Nr. 510 Geschäftsgründung 1905

- **Bauspenglerei · Blech- und Klebedächer**
- **Gas-, Wasser- und sanitäre Installationen**
in einfachster bis modernster Ausführung
- Lieferung von:
Rebenspritzen, Jauchepumpen, Futterdämpfer usw.

*Die kluge Hausfrau
kauft beim Fachmann*



*Schmuck, Bestecke,
Tafelgeräte*

Reparaturen

Möbel fürs Bündner Haus von VERAGUTH SÖHNE, Möbel, Chur